

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 153.

Halle, Dienstag, 3. April 1894.

186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 3. April. Der Ruffischer Werfel, welcher im Quartier in Velen bei Berlin abgestürzt, ist gestern im Post-Gerichtshaus gefordert. Absträfige des Verstorbenen haben sich bisher nicht gemeldet.

Wien, 3. April. Von den streifenden Gasarbeitern sind einige Hundert bedingungslos zur Arbeit zurückgekehrt. Andere dürften ihrem Beispiel folgen, soweit sie noch bei der Gasgesellschaft, die bekanntlich inzwischen neue Arbeiter angenommen, Verwendung finden können. Die Gaswerke sind seit gestern wieder in vollem Betrieb. Der umbelegte Weise in Szene gesetzte Streik ist somit total mißglückt. Verhaftete haben werden einwählen noch die beschiedenen Schmutzregeln gehandhabt, und die polizeiliche Überwachung der Gaswerke dauert fort.

Wien, 2. April. Der jugoslawische Abgeordnete Schwarz hielt in einer hier abgehaltenen Wählerversammlung eine Rede, in welcher er ausführte, die Koalitionregierung werde vermutlich von langer Dauer sein. Es sei nicht leicht, einer solchen Regierung, deren Kräfte intakt seien und deren Kriegsmacht so kleiner Seite bedroht werde, Opposition zu machen. Die jugoslawische Opposition müßte so eingerichtet sein, daß ein ständiges Einmühen auf die gesetzlichen Ansprüche Wärläufigkeit nehmen konnte. Nachdem der Vorsitzende der Versammlung, Bürgermeister Petal, erklärt hatte, mit aufrichtigen, drohenden Schlägen wurde der Nation nicht genügt, ihr fromme nur realistische Arbeit, wurde eine Resolution im Sinne des Redners angenommen.

Wien, 3. April. Gestern Abend fand zu Ehren der Teilnehmer am medizinischen Kongreß eine feierliche Beleuchtung des ganzen Gebietes der alten römischen Wundenmaler statt. Durch noch lebende Farben und Lichter, sowie durch benachbarte Klammern wurden glänzende Lichtwirkungen erzielt. Große Heisteroren waren das elektrische Licht abwechselnd über die Wandentmaler bis zum Grabe der Caecilia Metella und nach den Albaner Bergen; dahinwies wurde ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt, mehrere Kapellen spielten und Luftballons flogen auf. Das Kömpauer, lebhaft begrüßt, mochte dem Feste auf der in dem Göttern-Palast errichteten Mitteltribüne, die von aber mit Kongreßmitgliedern besetzten Bühnen umgeben war, bei 10 1/2 Uhr erreichte das Fest sein Ende.

Wien, 3. April. Die Kommissionskonvention wird morgen von sämtlichen Mächten, die Partei wahlweise einzeln ausgenommen, unterzeichnet werden. Einmalig land nach Vorberathung betreffs der Bestimmungen, nach welcher die Weltstädte sich darüber auszusprechen müssen, daß sie genügend Mittel für die Hin- und Rückreise besitzen, weil das eine Beschränkung der Religionsfreiheit bedeute. Auch betreffs der sanitären Regelung des Seeverkehrs im Persischen Meerbusen wird England, Vorberathung.

Paris, 3. April. Die meisten Morgenblätter besprechen den Artikel des „Figaro“ über die in England angelegten Verträge mit der Einführung des Auktionswesens und empfehlen, auch in Frankreich die nämlichen Verträge anzunehmen.

Paris, 3. April. Die Unternehmung bezüglich der Panamit-Explosion in der Ruedebondenkantons und im Café Terminus ist beendet. Der Prozeß gegen Henry, dem Urheber beider Mordtaten wird in der zweiten Hälfte des April vor dem Geschworenengerichte zur Verhandlung kommen.

Petersburg, 2. April. Der Zustand des Ministers Giers gibt zu ernster Besorgnis Anlaß.

London, 3. April. Nach einer Meldung aus Washington empfing das Auswärtige Amt eine Depesche des amerikanischen Konsuls in Apia, der zufolge Tamajea an der Spitze der kanonischen Weibchen fand. Westlich von Apia fanden mehrere Treffen statt, worin die Regierungstruppen stets siegreich waren. Eine allgemeine Waffenruhe wurde vereinbart, aber es ist wenig Hoffnung auf einen dauernden Frieden, da die Unzufriedenheit unter den Eingeborenen rasch sich greift. Der Konsul betont, daß die Anwesenheit eines amerikanischen Kriegsschiffes sehr notwendig sei.

London, 3. April. Wie dem Neubureau aus Kairo gemeldet wird, entbehren die Gerichte von einer bevorstehenden Ministerkrise, welche durch die Berufung der Minister nach dem Verzicht des Abbeide hervorgerufen sind, jeder Begründung. Der Abschied hat die Minister nur zur Erleichterung der laufenden Geschäfte zu sich entboten.

Kopenhagen, 2. April. Die „Vol. Kor.“ meldet, daß die Nachricht der „Times“, der König von Dänemark habe kürzlich einen spanischen Staatsmann gegenüber von dem bewußt hatfindenden theilweisen Abweisung der europäischen Staaten Mitteilung gemacht, vollständig unbegründet sei. In der Audienz, welche ein spanischer Staatsmann Ende Februar beim König hatte, sei kein einziges Wort über die Abweisung gesprochen worden. Im Monat März habe überhaupt keine Konferenz mit einem Vertreter der spanischen Regierung stattgefunden.

New-York, 3. April. Gestern Abend langten 11 Militärs in Darlington an den umliegenden Bundesstellen an; die Bevölkerung veranlaßt feindliche Kundgebungen, doch kam es nicht zu Säufen. Die Miliz besetzte ohne Widerstand das Rathaus und die städtischen Bureau's und setzte die Behörden wieder ein; die Aussetzung dauerte fort, weitere Ruhestörungen werden erwartet, 2 Defektive wurden ermorde in Cumpfe aufgefunden.

Washington, 3. April. Der Senat begann seine Beratung in der Tarifvorlage.

Französische Zweigennüchzigkeit.

Paris, 2. April.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Pariser Presse im Ganzen und Großen keinen sehr heilamen Einfluß übt, hauptsächlich deshalb, weil die meisten Blätter es für ihre Aufgabe halten, durch Ständelgeschichten, durch sensationelle Mittheilungen Leser heranzuziehen. Natürlich ist es nicht immer leicht, diese würdige Aufgabe zu erfüllen, denn wenn dem Erfindungsgeist auch ein weiter Spielraum gelassen wird, so muß derselbe doch aufhören von irgend einer Basis ausgegangen sein. Augenblicklich nun mangelt es an Stoff, wenigstens so weit die politische Kritik in Frage kommt; die Diplomaten sind in die Orléaners angehen, die Kammern tagen nicht und so greift man denn wieder auf das Mittel zurück, das seit einiger Zeit hier so modern geworden und sich als ganz besonders gutgrätig erwiesen, man macht „Entwürfungen“.

In vergangenen Jahren waren es ausschließlich oder doch vorzugsweise die ausländischen Mächte, über welche solche gebräut wurden, was zwar die den Franzosen innewohnende Abneigung gegen alle Fremde noch immer feigerte, und der Neugier hin und wieder einige Unbequemlichkeiten bereitete, aber wofür doch eine Art Entschädigung geföhrt werden konnte. Die betreffenden Dapieren sich stols in den Mantel des Patriotismus, stellten Frankreich als das Opfermahl hin, das in seiner Kinderfreundlichkeit den Mäulen der anderen Staaten nicht gerathen sei und der Keler fühlte zugleich mit der Genugthuung, besser zu sein als die Nachbarn, auch die Verführungswort eines Males zu sein, dessen Schlangent nicht entgegen kam. Aber nach und nach ist er in dieser Beziehung etwas blaß geworden, die Kunden des „Reit Journal“ ergötzen sich wohl noch an derartigen Klüßerlichkeiten, das „ergebildete“ Publikum, das seine Informationen aus dem „Figaro“, „Gaulois“ z. Schöpf, findet sie aber bereits langweilig und verlangt nach etwas Neuem. Selbstverständlich darf dieses gerechte Verlangen nicht unbefriedigt gelassen werden, und da die Luthaten der fremden Reiche nicht mehr interessieren, so müssen in eigenen Lande, a ufgedacht werden. Deshalb kam zuerst das kleine Geschichtchen von Kopenhagen, jetzt sind einige bedeutendere Persönlichkeiten an der Reihe.

Man beschuldigte frühzeitig Herr de Courcel, einen früheren französischen Gesandten am Berliner Hof, er habe sich, als er Frankreich in Berlin vertrat, von Bismarck in größter Weise dupiren lassen und es dahin gebracht, daß die damalige Regierung seines Landes sich in eine vollkommenere Abhängigkeit von Deutschland begeben; und sich für Menschen in auswärtigen Angelegenheiten vollständig von diesem habe distanz lassen. Natürlich ließ Bismarck den französischen Gesandten sofort befehlen, nachdem er ihn ausgenutzt, jedoch dieser selbst seine Abberufung beantragte.

Der Angegriffene läßt sich nun in einem Schreiben, welches er gestern an den Figaro richtete, indem über diese Ungenauigkeit und Mißverständlichkeit, die in dem Bruch des diplomatischen Antsagegeheimnisses liegt, vernehmen und bemerkt am Schluß:

„Was mich anbelangt, so werden diejenigen, die mich kennen und deren Zeugnis mir genügt, meinem Charakter die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß ich von keiner Regierung eine Sendung angenommen hätte, die nicht mit Frankreichs Würde und meiner eigenen in Einklang gewesen wäre, und daß ich mich unter keiner Bedingung herbeilassen hätte, in Berlin die diplomatische Rolle zu spielen, die der Verfasser des erwähnten Artikels sich einbildet und andern zum Beispiel gibt.“

Der Figaro theilt das Schreiben mit und erklärt dazu ziemlich schnippsch, daßselbe enthalte keine fürmliche Ablehnung irgendeiner der von oder nach Florens gemachten Angaben. Daß Herr v. Courcel in Berlin nicht gehen zu haben glaubt, was nicht mit der nationalen und seiner eigenen Würde in Einklang stehe, habe natürlich Niemand ein Recht zu bezweifeln, aber es gebe Thatsachen, die man, ohne der Ehre der französischen Diplomatie im Mindesten zu nahe treten zu wollen, verstanden aufpassen und so freier kritischen dürfe, als die Nichtigkeit derselben inmanchbarer ist.

Natürlich gibt das französische Boulevardblatt vor, nur im Interesse des Landes mit seinen Entstellungen zu handeln und merkwürdigerweise fällt es übrigens Niemand ein, diesen seinen Mangel an Patriotismus vorzuwerfen; der Leiter des Blattes, Francis Magnard, gilt nach wie vor für einen der besten Franzosen und geschätzten Persönlichkeiten. So geht es jedenfalls das Interesse des Landes nicht, daß es dem der Zeitung hintenangelegt werden dürfte!

Sie sind es ja überhaupt immer die kleinsten Dinge, hinter denen die wichtigsten juristischen müssen, in der Verwaltung des Staates sowohl als der der Stadt. Paris ist auswendig von einer Unzahl von Beamten besetzt, aber die Ministerpräsidenten haben keine Zeit genug zu kümmern, eine wichtigere Angelegenheit nimmt ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Seinerzeit Kowelle hat seinen Wahnstift im Solde die Wille aufgeschlagen und obgleich dies durchaus gesetzlich und bei Errichtung des Gebäudes die betreffenden Pläne dafür angelegt worden sind, belieben die Stadtverordneten darin einen Uebergriff zu erblicken und sie halten fortwährend Veranlassungen ab und erlassen Manifeste, um die Bewohner von Paris diesem ungeheuerlichen Vorgang gegenüber aus ihrer Resignation zu erwecken. Auf die Idee, ihre Prinzipien dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie abdanken, verfallen sie aber nicht, denn sie haben sich jüngst als Erlaß für London ein Gehalt von je 2000 Frs. vorrirt und das „höchste Interesse“ verlangt jedenfalls, daß sie dieses weiter beziehen.

Deutsches Reich.

* Vom Geburtstage des Fürsten Bismarck. Das Antwortelegramm des Fürsten auf den Glückwunsch Kaiser Wilhelm's hat folgenden Wortlaut:

„Guerer Majestät sage ich meinen ehrfurchtsvollen Dank für den gnädigen Glückwunsch und für die huldreichen Worte, in denen Guerer Majestät Gnade für mich ausgesprochen hat. Den neuen Kaiserthron werde ich als ein Symbol dieser Gnade angeten und meinen Kindern als dauerndes Andenken an dieselbe übergeben.“

Die Strapazen der verfloßenen Tage sind dem Fürsten Bismarck vorzüglich bekommen. Sein Sohn in voriger Nacht war ein sehr fester; auch ist sein körperliches Befinden ein durchaus gutes. Gestern Mittag unternahm der Fürst den gewöhnlichen Spaziergang durch den Park. Von den Gästen weiß nur noch Prof. Leubach in Friedrichshagen.

* In Berliner diplomatischen Kreisen erhofft sich das Gerücht, daß Prinz Reuß, der kaiserliche Hofkammerherr in Wien, bei seinem jüngsten Aufenthalt in Rom Träger einer geheimen kaiserlichen Mission für den Vatikan gewesen sei, wo er mit aufrichtiger Herzlichkeit aufgenommen worden war. Wir restituiren dies Gerücht trotz der Bestimmtheit, mit der es auftritt, mit allem Vorbehalt und überlassen die Verantwortung dafür dem „Berl. Lokalanzeiger“, der in seiner letzten Nummer die entsprechende Meldung bringt.

* Ruffische Lebensverhältnisse. Wie die „Allrussische Zeitung“ meldet, hat der Kaiser von Rußland anlässlich des Abschlusses des deutsch-russischen Handelsvertrages dem Reichstagsler Grafen von Gariol die Brillanten vom St. Andreas-Orden, dem Staatssekretär Freiherrn von Marckall den St. Alexander-Neusch-Orden und dem preussischen Gesandten in Hamburg Freiherrn von Thielmann den Weissen Adler-Orden verliehen.

* Aus parlamentarischen Kreisen wird der „Allg. Correspondenz“ geschrieben: In den letzten Wochen hat sich das Gerücht verbreitet, der Rest der Reichstagsferien werde ein unverwartet früheres Ende finden. Angesichts der Thatsache, daß dieser letzte Abschnitt der Session in die Erledigung der Reichsfinanzreform, d. h. derjenigen Aufgabe bestimmt war, welche die Thronrede vom 6. November v. J. mit allen Nachdruck in den Vordergrund stellte, hat dieses Gerücht allerdings überraschen müssen. In der Thronrede hieß es in Bezug auf den Plan einer anderweitigen Ordnung des Reichsfinanzwesens:

„Die bisherigen Erfahrungen haben bewiesen, daß ohne Schädigung des Reichs und der Einzelfinanzen eine Neuanordnung zwischen denselben nicht länger hinausgeschoben werden kann.“

Nach jenem Gerüchte oder müßte man annehmen, daß die verbündeten Regierungen selbst jetzt die Initiative zu einer solchen hinauschiebung ergreifen würden. In der Sache selbst kam dafür ein Grund nicht gefunden werden, ebenso wenig in der parlamentarischen Geschäftslage. Angenommen selbst den Fall, daß die Entwürfe über die Lebensfinanzreform und die anderweitige Ordnung des Reichsfinanzwesens in der Kommission und im Plenum durch alle Stadien hindurch einer gründlichen Einzelberatung unterzogen werden, ließe sich der Abschluß der Session bis Mitte Juni nicht noch erreichen, ein Termin, der in der Geschichte des Reichstags noch nicht gerade unerschöpflich ist. Der Sinn des auf die chronische Unzufriedenheit des Reichstags in der durchschlagender Einwand; wollte man ihm entgegenendes Gewicht beilegen, so müßte man den Parlamentarismus im Deutschen Reich überhaupt aufgeben. Weil somit nach dieser Seite hin ein Grund für die angebliche Verdrückungsabsicht nicht gefunden werden kann, so ist es nicht zu verwundern, daß die Gegner der Finanzreform in dem Gerüchte den Rückzug der verbündeten Regierungen vor der Opposition erblicken, daß sie sogar einen ausbrüchlichen Bericht der Regierungen auf ihre über die Erhöhung der Vorkontenure hinausgehenden Pläne erwarten. In dieser Erwartung werden sie sich, nach allen uns zugehenden Nachrichten, nun allerdings getäuscht sehen; die verbündeten Regierungen denken nicht an einen solchen Versuch, vielmehr wird in ihren Kreisen auf das Bestimmteste erklärt, daß selbst eine ausdrückliche Ablehnung der Lebensfinanzreform und des Finanzreformplans die Wiedererbringung derselben in der kommenden Session nicht verhindern würde. Indeß, das sind Fragen der Zukunft; einwilenen handelt es sich darum, was in den nächsten Wochen geschehen soll, und hier kann man sich bei all Weitem nur an die wiederholt abgegebene feierliche Erklärung halten, daß die verbündeten Regierungen auf der Durchberatung ihrer auf die Finanzreform bezüglichen Vorlagen bestehen. Nach der Meinung der Opposition ist das gleichbedeutend mit der radikalen Ablehnung alles dessen, was über die Erhöhung der dem Plenum vorliegenden Vorlesens und Lotterieserver hinausgeht, und wenn man die Haltung der Centrumpresse betrachtet, so sollte man das auch annehmen. Da indeß das Centrum oder wenigstens der Herr Lieber folgende Mittel besitzen gerade in letzterer Zeit wiederholt in demonstrativer Weise den Reichstagsler unterstützt hat, der Reichsfinanzreform wird, so wird man doch noch abwarten haben, ob das ganze Centrum die radikale Opposition seiner Presse mitmachen wird.

* Die parlamentarischen Fortschritte zu Ende gegangen. Heute ist das Abgeordnetenhause, am Donnerstag, der Reichstag zusammengetreten.

* Der künftige Ausgange der sogenannten Württemberg macht die Württemberg wieder übermäßig. In der letzten Vorstandssitzung der Freien Vereinigung der Berliner

Bermittelt.

Zur Vermählungsfeier des Prinzen Johann Georg von Sachsen...

Folgende romantische Anekdoten, die sich in Armenien...

Schiffe das Leben nehmen. Darauf tödete er das Mädchen...

Den Reich der großen Welt erregt der fohbare Eingenang...

„Hüter des Geistes“ in Melbourne. Vorgänge aus neuerer Zeit...

feiner Waffen war er nicht zu bewegen...

Eine Anekdoten, die alle ähnlichen Launen auf dem...

Volkswirthschaftlicher Theil.

Drahtnachrichten.

Hamburg, 2. April. Im Anschluss an die Elektricitäts-

Wien, 2. April. Die Börse war im Allgemeinen...

Paris, 2. April. Die Zensur der heutigen Börse...

Marktberichte.

Der vom englischen Metallmarkt. (Original Bericht...

London, 2. April. Die Getreidemärkte...

Biehmärkte.

Steinbrunn, den 30. März. Tendenz: Kau. Vorrath...

Chemnitz, 2. April. Aufgetrieben worden heute: 248 Rinder...

Frankfurt a. M., 2. April. Der heutige Viehmarkt...

bis 68 s. Hammel I. Qual. 62-64 s. II. Qual. 50-54 s. Schweine...

Hannover, 2. April. Auftrieb: 209 Stück Grefschaff, 272...

Depford, den 2. April. Auftrieb am heutigen Viehmarkt...

Schlachtviehmarkt im hies. Viehvieh zu Halle am 2. April.

Table with columns: Preis für 50 Rindg., a. Lebend, b. Schlachtgewicht. Rows for various cattle types and weights.

Offizieller Bericht über den Schlachtviehmarkt...

Table with columns: Schlachtgewicht, Preis für 50 kg. Rows for different cattle categories.

Verlosungen.

Karlsruhe, 2. April. Verlosung der hiesigen 100 Loh-

Sabice 100 Zhr. Lose vom Jahre 1887. Ziehung...

Bermittelt Nachrichten.

Das erste deutsch-russische Finanzgeschäft seit der...

Consolidated Westergeschäft. Wie verlautet, wird...

postungen wieder aufnehmen, und zwar erwartet man eine Dividende...

Göddener Lager. Aktien-Gesellschaft zu Altenburg. Die...

Altenburg, 31. März. Die Gründung einer landwirth-

Brandenburgische Hypothekendarlehen-Gesellschaft. Die...

Belgisches Koks-Syndikat. Wie der „Mon. des Ind. nat.“...

Bank für Rheinland und Westfalen. Die Generalver-

Gegenseitige Eisenwerke. Die Unterbilan, welche Ende...

Börse der Stadt Halle a. S.

Preis für Weizen der Weizenart per 1000 St. netto Weizen...

Getreidepreise. Weizen 11.50, Roggen 11.20, Hafer 10.50...

Berliner Productenbörse.

Berlin, 2. April. Markt: D. Wetter: trübe, kälter. Die...

Feuilleton-Beilage der Halle'schen Zeitung.

Nr. 77.

Halle a. S., Dienstag, den 3. April

1894.

Späte Rache.

[4]

Kriminal-Roman von Conan Doyle.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein bewölfter, nebliger Morgen, alle Häuser lagen in einen Schleier gehüllt, von derselben grauen Schmutzfarbe wie die Straßen. Jetzt ließ die Laune meines Gefährten nichts mehr zu wünschen übrig; er sprach mit großer Zungengeläufigkeit über Cremoneser Geigen und den Unterschied zwischen einer Amati und einer Stradivarius. Ich verhielt mich ziemlich still; die trübliche Beleuchtung und das traurige Geschäft, welches wir vorhatten, drückten auf mein Gemüth.

„Es scheint, daß Sie sich in Ihren Gedanken gar nicht mit der Sache beschäftigen, um die es sich handelt,“ unterbrach ich Holmes endlich in seinen musikalischen Auseinandersetzungen.

„Noch fehlen mir alle Daten,“ erwiderte er; „es ist ein großer Irrthum, sich eine Theorie zu bilden, ehe man sämtliches Beweismaterial in Händen hat, das beeinflusst das Urtheil.“

„Sie werden bald genug Gelegenheit bekommen, Ihre Beobachtungen anzustellen,“ sagte ich; „hier sind wir schon in der Brightonstraße und das dort muß das Haus sein, wenn ich nicht sehr irre.“

„Kein Zweifel. — Halt, Kutscher, Halt! —“ Wir waren noch eine ziemliche Strecke entfernt, doch bestand er darauf, daß wir ausstiegen und das letzte Ende zu Fuß zurücklegten.

Das Haus Nummer Drei machte einen düsteren, unheimlichen Eindruck. Es gehörte zu einer Gruppe von vier Gebäuden, die etwas abseits von der Straße lagen; zwei waren bewohnt, zwei standen leer. An den trüben Fenster Scheiben der Letzteren fielen nur hier und da die angeklebten Zettel in die Augen, auf denen „Zu vermieten“ stand. Jedes der Häuser hatte ein kleines Vorgärtchen, mit wenigen kränklichen Pflanzen auf den Beeten; mitten hindurch führte ein schmaler mit Kies bestreuter Pfad von gelblichem Lehm, der durch die Regenrüsse der vergangenen Nacht völlig aufgeweicht worden war. Eine drei Fuß hohe Backsteinmauer, die ein hölzernes Gitter trug, bildete die Einfassung des Gartens. Am Gitterthor lehnte ein handfester Polizist, von einer Schar Neugieriger umringt, die ihre Hälse reckten und sich vergeblich abmühten, zu sehen, was drinnen im Hause vorging.

Ich hatte erwartet, Sherlock Holmes würde sich sofort hineinbegeben, um seine Untersuchungen zu beginnen. Nichts schien ihm jedoch ferner zu liegen. Mit einer Gelassenheit, welche mir unter den obwaltenden Umständen unnatürlich erschien, schlenderte er vor dem Hause auf und ab, den Blick bald auf den Boden gerichtet, bald in die Luft, bald nach dem Gitterzaun oder den gegenüberliegenden Häusern. Nach einer Weile betrat er den Kiesweg, das heißt, er ging auf dem Grasstreifen neben dem Pfad, die Augen forschend zur Erde gesenkt. Zweimal blieb er lächelnd stehen und ein Ausruf der Befriedigung entfuhr ihm. Es waren zwar viele Fußspuren in dem nassen Lehm Boden eingedrückt, sie konnten jedoch von den Polizisten herrihren, die gekommen und wieder gegangen waren. Wie mein Gefährte hoffen konnte, da noch etwas Wesentliches zu entdecken, begriff ich nicht; allein nach den Proben seiner Beobachtungskunst, die ich schon von ihm erhalten hatte, mußte ich mir sagen, daß er ohne Zweifel Vieles sah, was mir gänzlich verborgen blieb.

An der Hausthür kam uns ein großer, blasser, flachshaariger Mann mit einem Notizbuch entgegen. Er eilte auf Holmes zu, und schüttelte ihm mit großer Wärme die Hand. „Sehr freundlich von Ihnen, daß Sie kommen,“ sagte er, „Alles ist noch ganz unberührt geblieben.“

„Nur nicht der Fußweg,“ erwiderte mein Freund, „wäre eine Büffelherde vorbeigekommen, sie hätte ihn kaum mehr zertrampeln können. Natürlich haben Sie erst genaue Beobachtungen angestellt, Gregson, bevor Sie das zuließen.“

„Ich hätte drinnen im Haus zu viel zu thun,“ sagte der Detektiv anscheinend. „Mein Kollege Lestrade ist hier; ich dachte, er würde sich darum kümmern.“

Holmes zog die Augenbrauen spöttisch in die Höhe und sah mich an. „Wo zwei Männer wie Sie und Lestrade an Ort und Stelle sind, hat ein Dritter nicht mehr viel zu suchen,“ bemerkte er.

Gregson schmunzelte selbstgefällig und rieb sich die Hände. „Wir haben gethan, was wir konnten; aber es ist ein wunderlicher Fall — ich kenne ja Ihre Vorliebe für dergleichen.“

„Sind Sie in einer Droschke hergekommen?“

„Nein, ich nicht.“

„Aber Lestrade?“

„Der kam auch zu Fuß.“

„So? — Dann können wir wohl das Zimmer besuchen.“

Wie das zusammenhing, war mir nicht recht ersichtlich, auch Gregson machte ein verwundertes Gesicht, während er Holmes in das Haus folgte.

Ein sehr staubiger, gebogener Korridor führte nach Küche und Speisekammer, rechts und links befanden sich noch zwei Thüren. Die eine mochte wohl wochenlang nicht geöffnet worden sein, die andere führte in das Schlafzimmer, wo die geheimnißvolle Missethat verübt worden war. Holmes trat dort ein, und ich begleitete ihn, von unheimlichen Gefühlen ergriffen, wie sie die Gegenwart des Todes uns einzuflößen pflegt. Das große, viereckige Gemach sah noch geräumiger aus, weil keine Möbel darin standen. Die grelle Tapette an den Wänden war hie und da mit Schimmel überzogen, an einigen Stellen hing sie in Fetzen herunter, sodas der gelbe Kalkbewurf zum Vorschein kam. Der Thür gegenüber befand sich ein großer, offener Kamin mit einem Gesims, an dessen einer Ecke ein rothes Wachslichtstumpfen leuchte. Das einzige Fenster, welches den Raum erhellte, war mit einer Schmutzkruste überzogen, die nur ein mattes, ungewisses Licht hindurchließ. Die düstere, graue Beleuchtung paßte so recht zu der dicken Staubschicht, welche auf der Zimmerdecke lagerte.

Alle diese Einzelheiten fielen mir jedoch erst später auf. Anfangs richtete sich mein ganzes Augenmerk auf die leblose Gestalt, welche ausgestreckt am Boden lag, den stieren Blick nach der Decke gerichtet. Es war ein mittelgroßer Mann von etwa vierundvierzig Jahren, breitschulterig, mit krausem, schwarzem Haar und kurzem Stoppelbart. Sein Anzug bestand aus Rock und Weste von schwerem Doppeltuch, hellen Beinkleidern und tabellosem Weißzeug. Auch gehörte ihm wohl der glatt gebürstete, hohe Hut, den ich neben ihm sah. Er hatte die Arme weit von sich gestreckt, die Hände geballt und die Beine fest übereinander geschlagen, wahrscheinlich im Todeskampf. In seinen starren Zügen lag ein Ausdruck des Entsetzens und eines so grimmigen Hasses, wie ich ihn noch nie zuvor in einem Menschenantlitz erblickt zu haben glaubte. Dieser bössartige Zug, dazu die niedere Stirn, die breite Stumpfnase und das vorstehende Kinn, gaben dem Todten ein widerliches, thierisches Aussehen, das durch seine gekrümmte, unnatürliche Lage noch abschreckender wurde. Ich habe den Tod schon in mancher Gestalt gesehen, aber nie hat er mir einen so grauenvollen Eindruck gemacht, wie in jenem öden Hause der Londoner Vorstadt.

Der Polizist Lestrade hatte uns an der Stubenthüre empfangen. „Der Fall wird Aufsehen machen,“ sagte er mit Nachdruck; „ich bin wahrhaftig kein Neuling mehr, aber etwas Ähnliches habe ich noch nie erlebt.“

„Wir suchen vergeblich nach einem Aufschluß,“ fiel Gregson ein. —

Sherlock Holmes war neben dem Leichnam niedergekniet, den er genau untersuchte.

„Eine Wunde haben Sie also nicht entdeckt?“ fragte er, auf die zahlreichen Blutspuren am Fußboden deutend.

„Nein, es ist keine zu finden,“ versicherten beide Detektive.

„So rührt das Blut also von einem andern Menschen her, von dem Mörder verimuthlich, wenn nämlich ein Mord verübt worden ist. Der Fall erinnert mich an Van Janjens Tod in Utrecht im Jahre 31. Haben Sie den im Gedächtnis, Gregson?“

„Nein, ich weiß nichts davon.“

„Sie sollten die Geschichte nachlesen. Es giebt nichts Neues unter der Sonne, Alles ist schon dagewesen.“

Während er sprach, führen seine geschickten Finger bald hierhin, bald dorthin; er drückte, befühlte, betastete alle Glieder

und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß ich kaum begriff, wie er die einzelnen Ergebnisse seiner Untersuchung aufzufassen vermochte. Sein Blick trug dabei denselben geistesabwesenden Ausdruck, den ich schon öfter an ihm bemerkt hatte. Schließlich roch er an die Lippen des Todten und betrachtete die Sohlen seiner feinen Lederstiefel.

„Liegt er noch genau so, wie man ihn gefunden hat?“ fragte er.

„Wir haben ihn untersucht, ohne ihn von der Stelle zu bewegen.“

„Gut, dann lassen Sie ihn jetzt nur ins Leichenhaus schaffen. Es ist nichts Thatsächliches mehr zu ermitteln.“

Eine Tragbahre stand schon in Bereitschaft, und auf Gregsons Ruf kamen vier seiner Leute herbei. Als sie die Leiche aufluden, um sie fortzutragen, fiel ein Ring zu Boden und rollte über die Diele. Lestrade fuhr wie ein Stokvogel darauf zu, hob ihn auf und betrachtete ihn mit verblüffter Miene.

„Der Trauring einer Frau — wie kommt der hierher?“ rief er.

Wir starrten Alle nach dem goldenen Reif auf seiner schlagen Hand; welche Braut mochte den am Finger getragen haben?

„Die ohnehin schon verwickelte Angelegenheit wird durch diesen Fund noch schwieriger,“ bemerkte Gregson.

„Vielleicht vereinfacht er sie auch,“ äußerte Holmes bedächtig.

„Jedenfalls nützt es nichts, den Ring noch länger anzusehen; wir werden nicht klüger davon. Haben Sie nichts in den Taschen gefunden?“

„Im Vorjaal liegt Alles beisammen,“ erwiderte Gregson, „kommen Sie!“ Wir verließen das Zimmer. „Hier ist der ganze Inhalt,“ fuhr er fort, auf einen Haufen verschiedener Gegenstände deutend. „Eine goldene Uhr Nr. 97 163 von Barrand in London, eine kurze Uhrkette von massivem Gold, ein goldener Ring mit dem Freimaurerzeichen; ein Hundekopf mit Rubinangenen als Vorstecknadel; ein Wintekartentäschchen von russischem Leder, auf den Karten steht Enoch J. Drebber aus Cleveland, das stimmt mit dem Zeichen der Wäsche überein. Kein Portemonnaie, aber loses Geld in der Westentasche im Betrag von sieben Pfund dreizehn Schilling. Eine Taschenausgabe von Boccaccios Decamerone, auf dem Titelblatt der Name Joseph Stangerson. Zwei Briefe, einer an E. J. Drebber, der andere an Joseph Stangerson.“

„Wohin adressirt?“

„An die amerikanische Wechselbank. Beide Briefe kommen von der Dampfschiffgesellschaft Guion und betreffen die Abfahrt ihres Dampfers von Liverpool. Offenbar stand der Unglückliche im Begriff, nach New-York zurückzukehren.“

„Haben Sie über jenen Stangerson Erkundigungen eingezogen?“

„Versteht sich,“ versetzte Gregson; „an sämtliche Zeitungen sind Anzeigen geschickt worden; auch ist einer meiner Leute nach der Wechselbank gegangen, ich erwarte ihn bald zurück.“

„Haben Sie in Cleveland angefragt?“

„Ja, die Depesche ist heute früh abgegangen.“ (Fortsetzung folgt.)

Der falsche Shakespeare.

Erinnerung von Emma Rossi (Hamburg.)

(Nachdruck verboten.)

Mehrere Mal traf mein Ohr der Name „Shakespeare“ als Inrede des kleinen alten Herrn, der mir, ich war dessen sicher, kurz zuvor als Mr. Irland vorgestellt worden.

Sollte er ein Nachkomme des großen Britten sein? — In England verändert eine Erbschaft, ein Todesfall oft den früheren Namen — heute ist es einfach Herr So und So — morgen der Herzog oder Graf und Lord vom höchsten Range. Dieser Mr. Irland erregte mein Interesse: ein Männchen wie aus der Rococo-Zeit, so zierlich und wenn man das Wort von einem Greis in schneeweissen Haaren gebrauchen darf, so niedlich wie ein Sevres-Bisquit-Chevalier.

„Weshalb nennt man diesen lieben alten Herrn bald Irland, bald Shakespeare?“ fragte ich einen der mir näher bekannten Gäste.

„O, er heißt Irland! Shakespeare ist nur sein Beinamen. Dieser „liebe alte“ Herr ist in seiner Jugend ein rechter Schelm gewesen.“

„Und einem Schelm giebt man in England, das seinen Geistesheroen, den großen William verehrt, ja mehr als das, anbetet, dessen berühmten Namen?“

„Wissen Sie was?“ sagte mein Bekannter lächelnd. „Fragen Sie doch Mr. Irland selbst, wie er dazu gekommen, Sie können ihm gar keinen größeren Gefallen thun. Uebrigens, wenn Sie seine Frau und seine Entelin sehen wollen — er spricht da mit ihnen unter der Turnerschen Landschaft.“

Die Entelin, eine liebliche Schönheit, wie nur Albion sie hervorbringt, und auch dann nur in seinen Ausnahme-Glücks-launen, zeigte, was einst die Großmama gewesen sein mußte — eine bestridende beauty. Jetzt noch war die alte Mrs. Irland, die Sevres-Cavalidre ihres Sevres-Chevaliers, eine reizende Erscheinung, das kleine Gesichtchen wie aus Wachs bospirt, die zarte Gestalt in schwarze Spitzen drapirt, blendend weiße Lockchen über den hellen Augen.

Ein Viertelstündchen später hatte ich mich glücklich an den wieder isolirten Herrn „Shakespeare“ heranlavirt, einige Worte hin und wieder und dann meine direkte Naivetät: „Sie stammen von Shakespeare ab, Sir?“

Er lächelte belustigt. „Sollte man Ihnen meinen Schalks-freie, der mir diesen Beinamen eintrug, noch nicht erzählt haben, meine Gnädige?“

„Nein — aber bereiten Sie mir das Vergnügen einer Selbst-erzählung, — wollen Sie, wenn ich herzlich bitte?“

Sofort wollte er und begann ohne lange Vorbereitung seine Mittheilungen:

„Mein Vater, ein nicht unberühmter Advokat in Herford-shire, hatte einen Landbesitz, ein bescheidenes Haus, das mit

seinen Gärten und Wiesen an die großen Domänen Lord Arling-tons stieß. Da der Lord den Advokaten öfters konsultirte, ent-stand ein freundlicher Verkehr, der sich auch auf mich ausdehnte, als ich von Oxford in mein Vaterhaus zurückkehrte. Dort lernte ich des Lords Nichte, Arabella, kennen, eine ebenso reizende, als reiche Waife.

Wir Beide verliebten uns in einander auf den ersten Blick, aber mein Engel war erst sechzehn Jahre alt, und ich ein obscurer Student, bürgerlicher Abkunft, nicht arm, aber auch nicht reich — wie konnte ich es wagen, meine Augen zu der schönen, reichen, vornehmen Nichte des Lords zu erheben?

„Suche seine Gunst zu gewinnen,“ wiederholte meine süße Angebetete mir täglich — und Liebe macht erfinderisch. — Ich adoptirte seine Neigungen, ich ritt mit ihm auf die Fuchsjagd, ich spielte und trank die halben Nächte mit ihm — doch das Alles brachte mich keinen Schritt weiter!

Glücklicher Weise hatte er noch zwei Leidenschaften, eine an Verzügelung grenzende Verehrung für Shakespeare, und eine Sammelmuth auf berühmte Autographen.

Sein Cabinet war mit den seltensten Originalen angefüllt, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, alle die zum Ruhm Englands beigetragen, gleichviel in welchem Genre — waren hier vertreten, ebenso schloß seine Bibliothek die seltensten Auflagen unseres großen Dichterheroen ein, seine Bilder, seine Büsten zu Duzenden — aber eines fehlte zu seinem vollkommenen Glück — er hatte sich niemals auch nur eine Zeile, ein Autograph seines angebeteten Poeten verschaffen können.

Gegen mich äußerte er nun hin und wieder sein schmerz-liches Bedauern über dies Manko seines Glücks, und hierauf basirte ich einen Plan, wie ihn nur die Jugend und eine rasende Liebe erfindet. Ich reiste nach London, sperrte mich sozusagen in das Britische Museum ein, und studirte dort die Original-Manuscripte Shakespeares. — Buffon hat bekanntlich gesagt: „Die Geduld ist das Genie“ — nun, ich war geduldig, — die Macht der Gewohnheit im Studium und mein eiserner Wille brachten es bis zur Nachahmung der Schrift und seiner Unter-schreit — es gelang mir schon nach wenigen Wochen, bis zur Vollendung die Schrift des großen Dichters nachzuahmen.

Als ich mich nun sicher fühlte, damit das schärfste Renner-auge zu täuschen, verschaffte ich mir uraltes Pergament, und indem ich aus dem Leben meines Helben selbst, das Sujet dieser unschuldigen Fälschung nahm, eine Quittung über dreißig Pfund Sterling, schrieb ich in Shakespeares Handschrift und mit seiner eigenartigen Unterschrift zeichnend, dies falsche Autogramm, — eine Bescheinigung für Jägerdienste bei Sir Thomas Lutz in Warwick, die der große William geleistet haben soll, ehe er in London zum Theater ging.

ich in reichte Autogr mit dem einem s losen C damit M that na und u man d Urteil D Wunde der M Zeit fo welche eiserlic mit ih funktio verflun lich in Attribu besaf Jndien nun in klärt, britisch einrück selbe s allgem erklärte Frauen heimlich unermoc auf da genoir Bataill in Lon er hab Truppe Grober vor de daten i kamme in den Abente Kamm Funfel sie je standth schmuck schleun Palast Die J Gelbes gefügt bleiben bemerk Nach. Schag Ueberr vache jetzt da Schag Gestän

Glücklich und hoch begreiflicher Weise sehr unruhig kehrte ich in mein Heim zurück, und noch an demselben Abend überreichte ich kloppenden Herzens mein Pergament dem Lord.

„Ireland, liebster Bursche, wo haben Sie Glücksfind dies Autogramm entdeckt?“

Ohne mit der Wimper zu zucken, erzählte ich ihm, wie ich, mit dem Arrangement einer alten Bibliothek betraut, dies hinter einem Karton alter Handschriften gefunden, wo es zwischen werthlosen Schreibereien gelegen — daß ich es mir erbeten, um ihm damit ein Geschenk zu machen. — — —

Mylord umarmte mich in seiner großen Freude — aber er that noch mehr, er lud alle Bibliomanen seiner Bekanntschaft ein und unterwarf das Dokument einer Prüfung — man verglich, man diskutirte, man zweifelte — schließlich hieß das allgemeine Urtheil: „Authentisch echt!“ —

Das war für mich ein großer Triumph, aber es bedurfte

stärkerer Mittel, den Vormund meiner Geliebten bis zur Einwilligung in meine Ehe zu bringen. Ich wurde kühner! Durch das lange Studium seiner handschriftlichen Werke war ich nicht nur in deren Neuheiten, sondern auch tiefer als Andere in die Schönheiten der Sprache, in die Wendungen seiner Sätze eingedrungen. Ich fühlte mich im Stande, seinen Styl, seine Manier, ja selbst den Humor des Großmeisters zu imitiren, und, ganz erfüllt von dieser Idee, gehe ich nach Stafford, dort in dem Hause, wo Shakespeare geboren ist, wo er gelebt hat, schließe ich mich ein — mein einziger Weg täglich ist der zur alten Kirche, wo seine Gebeine ruhen, also wörtlich von seiner Wiege zu seinem Grabe; und unter der Begeisterung dieser doppelten Inspiration gelingt es mir, in weniger als einem Monat eine Komödie zu schreiben, die so sehr die ganze Manier unseres großen Dichters nachahmte, daß ich sicher war, man würde sie als ein Original hinnehmen. (Schluß folgt.)

* Kleines Feuilleton. *

Allerlei.

— König Theebaw's vergrabener Schatz. Indien, das Wunderland im fernen Osten, sorgt dafür, daß die Romantik der Märchen von „Tausend und eine Nacht“ noch bis in unsere Zeit fortlebt. Dies beweist die folgende sensationelle Begebenheit, welche soeben an das Licht der Öffentlichkeit gelangt ist. Die eiferjüchtig bewachten Schatzkammern der Könige und Fürsten mit ihren unaussprechlich kostbaren Bergen von Gold und funkelnden Edelsteinen, die wir als sagenhafte Traditionen längstverklungener Zeiten zu betrachten gewohnt sind, gehören bekanntlich in Indien noch immer zu den wirklichen und unerläßlichen Attributen des Herrschers. Auch König Theebaw von Birma besaß eine solche Schatzkammer, deren Inhalt, wie man in ganz Indien mußte, einen geradezu phänomenalen Werth besaß. Als nun im Jahre 1885, nachdem England Theebaw den Krieg erklärt, der britische General Prendergast an der Spitze des britisch-indischen Heeres in die birmesische Hauptstadt Mandalay einrückte und sich des königlichen Palastes bemächtigte, fand derselbe zu seiner Ueberraschung, daß der Schatz des Königs den allgemein gehegten Erwartungen keineswegs entsprach. Man erklärte sich dies damit, daß der größte Theil desselben von den Frauen des Königs, denen man den Abzug gestattet hatte, heimlich mit fortgenommen worden sei. Nunmehr hat jedoch ein unerwartetes Ereigniß ein ganz anderes, hochromantisches Licht auf das mysteriöse Verschwinden der birmesischen Kronjuwelen geworfen. Vor kurzer Zeit legte nämlich ein Soldat des zweiten Bataillons des West-Surren-Regiments auf seinem Todtenbette in London ein eigenthümliches Geständniß ab. Derselbe erklärte, er habe sich seiner Zeit im aktiven Dienst unter den englischen Truppen befunden, die König Theebaw's Palast nach der Eroberung von Mandalay cernirt hielten, und habe in der Nacht vor der Besitzergreifung des Palastes mit einem anderen Soldaten Namens William White den Plan geschmiedet, die Schatzkammer des Königs zu berauben. Beide seien hierauf heimlich in den Palast eingedrungen und hätten nach vielen aufregenden Abenteuern durch einen glücklichen Zufall die gesuchte Kammer thatsächlich entdeckt. Obgleich gehendelnd von dem Funkeln der Schätze, in deren Mitte sie standen, hätten sie jedoch bald als die bei Weitem werthvollsten Bestandtheile derselben die Krone und den sonstigen Kronschmuck des birmesischen Fürsten erkannt, welche sie nunmehr schleunigst an sich nahmen, um damit ihren Rückzug aus dem Palaste zu bewerkstelligen, was ihnen auch unverkört gelang. Die Juwelen, so erklärte der Sterbende, die eine enorme Summe Geldes repräsentiren mußten, seien in so schwere Goldfassungen gefügt gewesen, daß er und sein Freund sich, um unentdeckt zu bleiben, entschließen mußten, ihren Schatz zu vergraben. Dies bewerkstelligten sie in der Nähe des Palastes noch in derselben Nacht. Als sie jedoch bei ihrem Abzug aus Mandalay den Schatz wieder ausgraben wollten, hätten sie zu ihrer peinlichen Ueberraschung ein Schilderhaus mit einer permanenten Schildwache davor gerade auf jenem Flecke vorgefunden. Und da noch jetzt dort ein Soldat auf Posten stände, läge König Theebaw's Schatz noch immer dort begraben. — Der Herr, vor dem dieses Geständniß abgelegt wurde, ermittelte danach sofort den als

Komplizen genannten früheren Soldaten William White, der in Southampton von seiner Pension lebte. Derselbe zeigte sich anfänglich sehr bestürzt, gab jedoch schließlich die ganze Geschichte als absolut wahrheitsgetreu zu. Nun wurde der damalige Staatssekretär für Indien, Lord Kimberley, von dem Sachverhalt in Kenntniß gesetzt, der seinerseits den Gouverneur von Birma davon benachrichtigte. Das Resultat dieser Verhandlungen war, daß White von Lord Kimberley die Zusage der Straflosigkeit für sein Vergehen und das Verprechen eines Antheils an dem Werthe des verborgenen Schatzes von 10 pCt. bis zu 100000 Rupien und von 5 pCt. des darüber hinausgehenden Restes erhielt, falls er denselben wieder ans Licht brächte. White nahm dies natürlich mit Vergnügen an und befindet sich nunmehr auf Kosten der englischen Regierung auf der Fahrt nach Indien, wo er, wie die dortigen britischen Behörden mit Bestimmtheit hoffen, den vergrabenen Schatz des entthronten Königs von Birma binnen Kurzem in ihre Hände liefern wird. Die offizielle Bestätigung dieser als absolut verbürgt mitgetheilten Geschichte, die große Sensation hervorruft, bleibt abzuwarten.

— Militäer-Musiken finden sich schon bei den Heeren der ältesten Völker, im Mittelalter seltener; vom 18. Jahrhundert an entwickeln sie sich allmählich zu ihrer heutigen Höhe. Zu Anfang war ihr Zweck nur die Weitergabe von Kriegssignalen; später kam hinzu die Angabe des Taktes für den March und die Belebung der körperlichen, die Aufmunterung der Sinneskräfte der Truppe. Das Ideal für letztere Ziele erblickten und empfanden wir in den sogenannten historischen Märschen unseres Heeres: Fanfare der Feldtrompeten und Heerpauken (1292), March der Landsknechte (1462), March der finnländischen Reiterei (30 jähriger Krieg), Fanfare der Rappenheimer (1637), Prinz Eugen (1711), Koburger March (1761), der Alte Dessauer, der Braunschweiger, Laudon-, Hohenfriedberger, Torgauer, Armee-March Friedrichs des Großen, Pariser Einzugsmarsch (1814), Kabekymarsch und wie sie alle heißen mögen. Wenn Nieffe dann 1864 aus einer Reihe von Signalen unter Zuhilfenahme eines echten Soldatenliedes den Düppeler Sturm-Marsch komponirte, wenn andere Musiker ihren Marchkompositionen fröhliche Volksweisen zu Grunde legten, so liegt darin eine gewisse Berechtigung. Wenn aber ernste Stoffe, wie Choräle und auch der Chopin'sche Trauermarsch, nach dessen Melodie seit Jahrzehnten bei Quadrillen sogar getanzt wird, zu heiteren Marchmelodien umgemodelt werden, so ist dies eine unverzeihliche Verirrung, die wir vor dem schärfsten Tadel nicht zu schützen vermögen.

Ich bin ein Freund von Klang und Sang
Und hör gern musizieren
Und freu' mich, wenn mit Kling und Klang
Die Bataillons marchiren.
Was war's doch jüngst,
Das mein Gemüth ergriffen hat so mächtig? —
Was schallt herauf dort für ein Lied,
So schön und — niederträchtig?
Gott, steh' mir bei in Nothen!
Es ist bestimmt in Gottes Rath!
Mit Pauken und Trompeten!

Die schöne, elegische Composition,
Für die die Welt verpflichtet
Den alten Meister Mendelssohn,
Zum Marsche eingerichtet!

Das soll Geschmach sein, das Gefühl?
Schmach ihm, der das geschrieben!
Das ist ein gar zu dreistes Spiel,
Das mit dem Lied getrieben!
Die ärgste Profanation,
Die je gehört ich habe!
Ich glaub', es dreht der Mendelssohn
Sich um in seinem Grabe!

Am End' hat keine Melodie
Vor Euch noch Ruh' und Friede,
Mit Trommeln begleitet Ihr schließlich die
Beethoven'sche Melodie!
"Es ist bestimmt in Gottes Rath,"
Für Marfichtenro singt's in der Tha.
Frivol und ganz abscheulich.
Nun müßt Ihr mich auch recht verstehn,
Erkennt, was ich meine:
Das Lied soll uns zu Herzen gehn,
Nicht aber in die Beine.

— **Ein moderner Don Quixote.** Letzthin erregte in Myslowitz in Schlesien ein Herr allgemeines Aufsehen, welcher in der Uniform eines Infanterie-Hauptmanns mit einer Dame am Arm durch die Straßen promenierte und abwechselnd in den feinsten Hotels verkehrte. Als nun das Paar jüngst wiederum einen Rundgang durch die Stadt unternahm, wurde die Dame von einem Bahnbeamten erkannt, und ebenso glaubte der Beamte in dem Hauptmann einen ehemaligen Buchhalter aus Beuthen, Ober-Schlesien, wieder zu erkennen. Er machte von seiner Wahrnehmung sofort der Polizei Mitteilung, welche das verdächtige Pärchen sistiren ließ. Während sich die Dame bei ihrer Vernehmung als die unverehelichte Paula Weiß aus Beuthen entpuppte und die Braut des „Herrn Hauptmann“ sein wollte, machte dieser selbst bezüglich seiner Persönlichkeit die widersprechendsten Angaben. Er nannte sich zuerst Freiherr von Aulosek, dann Freiherr von Kamelow, und als diese beiden Namen in der zu Hilfe genommenen Armeeregistratur nicht zu finden waren, gab er zu, daß er nicht Hauptmann, sondern fürstbischöflicher Sekretär aus Breslau sei und Reinhold Deuj heiße. Der „Herr Hauptmann“ wurde zunächst veranlaßt, die Uniform mit einem Civilanzug zu vertauschen, und dann genöthigt, nebst seiner angebliehen Braut ein weniger komfortables eingerichtetes Quartier im Polizeigewahrsam zu beziehen. Hierauf setzte sich die Behörde telegraphisch mit dem fürstbischöflichen Vicariatsamte zu Breslau in Verbindung und ermittelte dadurch, daß der Verhaftete thatsächlich mit dem auf diesem Amte angestellten Kanzlisten Deuj identisch, in Breslau verheiratet und Vater mehrerer Kinder ist. Derselbe hatte bis zum 1. April Urlaub erhalten, den er benutzt hat, um einmal in der angegebenen Weise die Freuden der Welt zu genießen.

— **Vertrauter Uebermuth** könnte man die kleine Geschichte überschreiben, welche sich jüngst in einem Dorfe bei Maursmünster (Glab) zugetragen hat. Ein dortiger Mann, der im Laufe des Tages ein zu großes Quantum Bier getrunken hatte, stellte sich Abends, als die Nachbarn schon im süßen Schlummer lagen, auf seinen Hof und schrie aus Leibeskräften „Fürst“, obwohl weit und breit nichts von einem Feuer zu bemerken war. Schnell eilten die Nachbarn herbei, der Eine mit einem Kübel, der Andere eine Gießkanne oder sonst ein Gefäß mitbringend. Bald sahen sie, daß der trunkenen Nachbar sie zum Besten gehalten hatte. Da er die Nachbarn nun einmal zum Löschen herbeigerufen hatte, begannen sie jetzt, ihn nach allen Regeln der Kneipp'schen Wasserkur mit Wasser — und, im Vertrauen sei es gesagt, auch mit Mistjauche — zu begießen, so daß ihm Hören und Sehen, aber auch der Naisch verging und er schließlich himmelhoch bat, man möchte doch die „Löscharbeiten“ einstellen. Daß ihn noch einmal die Lust anwandeln wird, die Nachbarn aus dem Schlaf zu wecken, ist nicht zu erwarten.

— **Von Victor Hugo** erzählt man sich folgende Anekdote: Das kleine Hotel, welches der Dichter in Paris bewohnte, war nicht sein Eigenthum. Dasselbe hatte vielleicht einen Werth von 100 000 Francs und war von der Prinzessin von Lusignan erbaut worden. Victor Hugo, welcher einen Abscheu vor Umzügen hatte, hatte daran gedacht, es ihr abzukaufen, aber diese hatte 750 000 Francs dafür verlangt. „750 000 Francs?“ rief Victor Hugo. „Das ist garnichts,“ sagte die Prinzessin, „bedenken Sie doch, dieses kleine Hotel hat die Ehre, von Victor Hugo bewohnt zu werden!“ „Ja, gnädige Frau,“ versetzte der Dichter, „ich bin aber nicht reich genug, ein Haus zu kaufen, das Victor Hugo bewohnt hat.“

Vom Tage.

— **Eine traurige Liebesgeschichte** fand kürzlich vor der stebenten Strafkammer des Landgerichts I in Berlin ihren Abschluß. Aus der Unterjuchungshaft wurde der etwa 30 jährige Pantinenmacher Friedrich Wilhelm Quisom aus Berleberg vorgeführt. Ein großer gelber Schirm bedeckte die obere Hälfte seines blaffen Gesichts. Der Unglückliche hatte sich erschienen wollen, dabei aber nur erreicht, daß das eine Auge vollständig zerstört ist, während die noch vorhandene geringe Sehkraft des anderen Auges auch noch verloren gehen wird. Er war beschuldigt, seine Braut auf ihr besonderes Verlangen getödtet zu haben. Der Angeklagte gab Alles zu, was der Vorsitzende ihm vorhielt. Er habe stets bei seiner Mutter in Berleberg gewohnt und sich gut ernährt. Anfangs vorigen Jahres habe er die unverehelichte Louise Bogt kennen gelernt, welche in Berleberg diente. Es sei zwischen ihm zu einem Liebesverhältnis gekommen, und sie hätten den innigen Wunsch gehabt, sich zu heirathen. Seine Mutter habe sich diesem Wunsche aber auf das Hartnäckigste widersetzt, weil er früher mit einem anderen Mädchen ein Verhältnis gehabt habe. Schließlich hätten sie den Entschluß gefaßt, zusammen aus dem Leben zu scheiden. Am 1. Oktober v. J. reiten sie nach Berlin und stiegen hier im „Dranienburger Hof“ ab. Der Angeklagte erzählte, daß seine Braut ihn schon in der ersten Nacht gebeten habe, er sei sie und dann sich zu erschließen; es habe ihm aber der Muth zu der That gefehlt. Am folgenden Tage hatte seine Braut ihre Bitten erneuert; sie habe sich selbst die geladene Schußwaffe gegen die Brust gesetzt und ihn gebeten, den Dahn abzurücken. Jetzt habe er es gethan. Die Getroffene habe gebeten, noch einmal abzurücken, da sie sich nicht tödtlich getroffen fühle. Er habe noch einmal aus nächster Entfernung einen Schuß abgegeben, worauf sie zusammengeunken sei. Nun habe er den Revolver gegen seine Schläfe gerichtet und abgedrückt. Die Hausbewohner fanden Beide noch lebend vor; die Bogt ist aber bald ihren Verletzungen erlegen. Es wurden Briefe verlesen, die kurz vor der That von der Bogt an ihre Mutter und an eine Freundin abgesandt waren. In dem ersten Briefe bat sie ihre Mutter um Verzeihung für das Verzeihen, welches sie ihr bereitet habe. Der Angeklagte erklärte auf Verfragen, daß er seine That tief bereue. Seine betagte Mutter wurde als Zeugin vernommen; sie erklärte, daß sie nach Pflicht und Gewissen ihre Einwilligung zu der ehelichen Verbindung der Liebenden hätte verlagern müssen. Der Staatsanwalt hob hervor, daß der Angeklagte nicht nur über andere Leute, sondern auch über sich selbst unsägliches Glend gebracht habe; es erscheine daher ausreichend, ihn mit der zulässige niedrigsten Strafe von drei Jahren Gefängniß zu belegen. Der Gerichtshof erkannte nach diesem Antrage. In dem Wartezimmer begrüßten sich nach der Verhandlung Mutter und Sohn. Sie setzten sich auf eine Bank; der Verurtheilte legte seinen Kopf gegen die Brust seiner Mutter. Der Gerichtsdienner zog leise die Thür zu.

— **Ein gefährlicher Passagier.** Als ein unangenehmer Reisebegleiter entpuppte sich eine Hyäne, die leztlich auf dem Victoria-Dock in London mit dem von Neu-Seeland kommenden Steamer Neanivhire eintraf. Während der ganzen Fahrt war die Bestie für die Mannschaft ein Gegenstand beständiger Angst. Denn kaum hatte man das Thier in Las Palmas an Bord genommen und das Schiff sich in Bewegung gesetzt, als dasselbe zwei Stangen seines Käfigs durchbrach und sich in dem unteren Schiffsstheil hinter Ballen und Risten einschlogte. Weder Schmeichelworte noch Drohungen vermochten die Hyäne hervorzuloden. Es blieb nichts Anderes übrig, als das Gepäck des Schiffes zum Theil umzuladen, worauf die Matrosen, bewaffnet und sich hinter Säcken verschanzend, den Winkel umstellten, welchen die Bestie sich ausgewählt hatte. Diese begann jetzt die Zähne zu fleischen und sich schickte zum Sprunge an. Die Leute wagten keinen gewaltsamen Angriff auf das Thier, das vor Allem auch nicht verwundet werden sollte. Endlich faste einer der Matrosen Muth; er schritt auf die Hyäne mit einem Seile zu — und — sonderbarer Weise ließ diese sich, einmal in der Schlinge gefangen, ruhig nach ihrem inzwischen reparirten Käfig überführen. Zur Stunde befindet sich die Ausreißerin an ihrem Reisezicel, dem zoologischen Garten der englischen Hauptstadt, wo sie sich von den Aufregungen ihrer Reise, vorläufig ruhig in einer Ecke ihres Hauses lauernd, zu erholen scheint.

Zur Beachtung.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten! den Roman
Späte Rache
von Conan Doyle
auf Verlangen gratis nachgeliefert.

Verantwortlicher Redakteur Dr. R a c h s. — Notationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigerstr. 87.

